

Der Tag des Gerichts

Autor(en): **Hess, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **229 (1956)**

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-656620>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Tag des Gerichts

Berglage von Jakob Hek

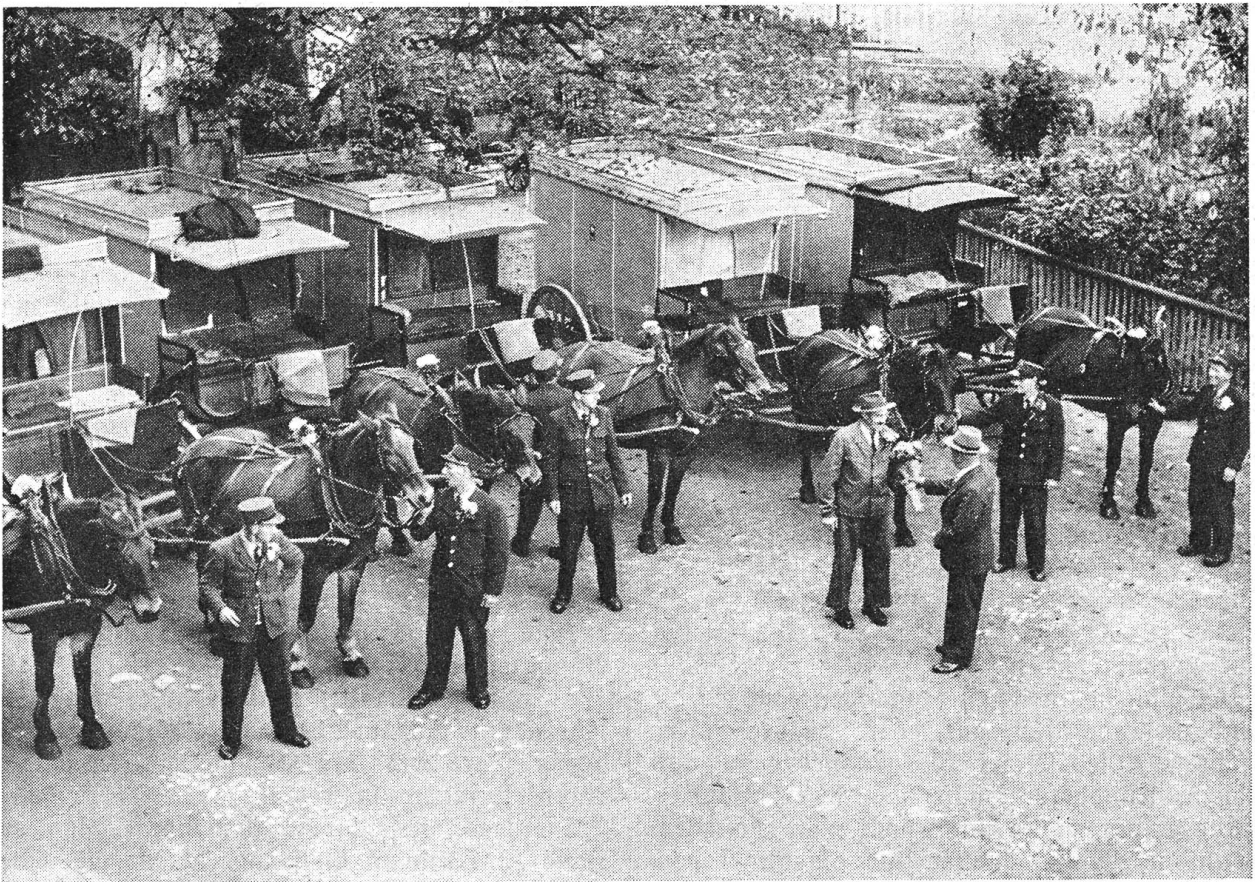
In früheren Zeiten galten Zigeuner als eine rechte Landplage. Sie drangen vor bis in die hintersten Täler, die Männer als Kessel- und Kachelflicker, als Wahrsagerinnen viele der Frauen mit den schwarzglänzenden Kirschenaugen.

Auch im Muotatal hatte sich eines Tages ein Trüpplein der unwillkommenen Landfahrer samt Roß und Wagen festgesetzt und sich am Ufer des Wildflusses so häuslich als zähe niedergelassen.

Vor ihrer Ankunft waren die Häuser meistens unverschlossen geblieben, die Hühnerhöfe nur

schlecht gesichert und das Feld ohne Wache gelassen worden. Dies änderte sich in kurzer Frist. Der Schlosser im Dorf bekam viel zu tun. Nach Zaunlatten gab es große Nachfrage, und der Polizeiwächter fand sich jäh aus seiner behaglichen Ruhe gerissen; denn zu Duzenden wurden Diebstähle gemeldet. Selbstverständlich gerieten die Zigeuner zuallererst in schweren Verdacht. Sie waren jedoch schlauer als Marder. Wenn jemand in ihren Kochtopf spähte, dann brieten darin nur erbeutete Tigel. Das Gestohlene kochten sie nachts im Erdbüsch, wenn die arbeitsamen Muotataler schliefen.

Die Landfahrer behaupteten ihrerseits wieder,



Posttröbleins letzte Fahrt

Mit dem 30. Oktober 1954 wurde die Zustellung der Päckipost per Pferdefuhrwerk, die 1885 aufgenommen worden war, in der Stadt Bern endgültig eingestellt. Nicht ohne Wehmut hält auch der Sinkende Bot das Verschwinden der vertrauten gelben Postfourgons in seiner Brattig fest und möchte, wenigstens im Bilde, Pferd, Mann und Wagen ein bescheidenes Denkmal setzen.

Photo W. Rydegger, Bern

ihr anrühiges Dasein und schlechter Ruf werde von schlimmen Taleinwohnern mißbraucht. Diese stählen nun frisch darauflos, weil sie wußten, sämtliche Untaten würden sowieso den mißliebigen Fremdlingen zugeschrieben und man suche die Schuldigen nicht mehr in den eigenen Reihen.

Die Zigeuner wurden nichtsdestoweniger eines Tages ausgewiesen, da man schon ihr Betteln als lästig empfand und zudem die Geistlichen gegen die Wahrsagerei auftraten.

Als die Fremdlinge auf den Schub gebracht wurden, an welchem Akt verschiedene Bürger und besonders Buben teilnahmen, den Abzug beschleunigend mit Schimpfworten und heimtückisch geschleuderten Steinen, da fehlten zwei verwegene Gesichter, das eines Alten und das eines jüngeren Burschen. Die beiden waren einfach nicht aufzufinden. Entweder hatte der Erdboden sie verschluckt oder die Muota sie fortgetragen. Sie waren indessen nur gut versteckt; denn sie hegten die Absicht, nach dem Wegzug ihrer Sippe größere Raubzüge auszuführen, die sie während des Aufenthalts ausgekundschaftet, für die aber nicht die Zigeunerbande als Ganzes haftbar gemacht werden sollte.

Nachdem die so schmäzlich Vertriebenen die Schlucht gegen Schwanz zu durchschritten hatten, einschließlich Wagen und Lumpenbagage, freuten die Muotataler sich wie Schafe, wenn sie das Ungeziefer loswerden. In der Folge hörten zwar die Kleindiebstähle fast ganz auf in der Bannmeile der Ortschaften. Dafür ereigneten sich schwere Einbrüche bei wohlhabenderen Leuten. Sogar die neu angebrachten Türschlösser schützten nicht vor dem Beraubtwerden.

Bei solch bedrohlichen Zuständen fand es die Landesbehörde für gut, den Talbewohnern erfahrene Diebsfänger wie Arzneien zu verordnen, gründliche Abhilfe dadurch erhoffend.

Ein Erfolg wollte sich jedoch nicht einstellen. Wenn die Mäuse schlauer sind als die Katzen, vor allem, wenn man ihre Schlupflöcher nicht findet, dann versagen auch sonst ganz tüchtige Schnüffler. Einzig ein paar ärmliche Schelme aus den mindern Familien des Landes ertappte man bei Mausereien, welche Schwerverbrecher, die etwas auf sich hielten, sicher unterlassen hätten.

Dadurch wurde die Aussage der vertriebenen Landfahrer bestätigt, ihr Dasein ermuntere die schlechten Talleute, lange Finger zu machen.

Die gesuchten Unholde schienen ihre Verfolger geradezu verhöhnen zu wollen. In einer stürmischen Nacht, während das Loben der Elemente menschliche und tierische Laute verschlang und die Hunde selbst Unterschlupf suchten, brachen sie ins Gemeindehaus des Hauptortes ein und raubten dort die Armentasse, welche im Augenblick gefüllt war, da man erst kürzlich die Erträgnisse der fällig gewesenen Armensteuer zu treuer Gut darin versorgt hatte und, sparsamen Sinnes, entschlossen war, möglichst wenig davon zu verbrauchen.

Die amtlich bestellten Diebsfänger erfuhren zu spät von dem verwegenen Streich; denn er wurde erst am Morgen entdeckt, da man einen zerschmetterten Fensterladen und eine eingedrückte Scheibe zuerst dem Nachtsturm zu Lasten schrieb. Auch hatten sie noch die Nasen auf der schwachen Spur des letzten, noch nicht geklärten Einbruchs.

Da Sturm und Regen die Fußabdrücke der Gauner völlig ausgelöscht hatten, mußte man aufs Geratewohl die Verstecke im Umkreis des Ortes absuchen. Im Erlenwäldchen am Muotaufer fand man die leere Armentasse in wahrhaft traurigem Zustand vor, mittels eines Stemmeisens aufgesprengt und verbogen wie eine Kartonschachtel.

Vom Uferbord aus hatten die Verbrecher absichtlich das Flußgeröll benutzt, um ihre nächtliche Flucht fortzusetzen; denn dieses nahm keine Spuren an, die es erlaubt hätten, den Schlupfwinkel der Banditen aufzufinden.

Es mußte sich wirklich um Landesfremde, erfahren im Schelmenhandwerk, handeln; denn bisher war noch kein Muotataler von solchem Räuberformat aufgetreten.

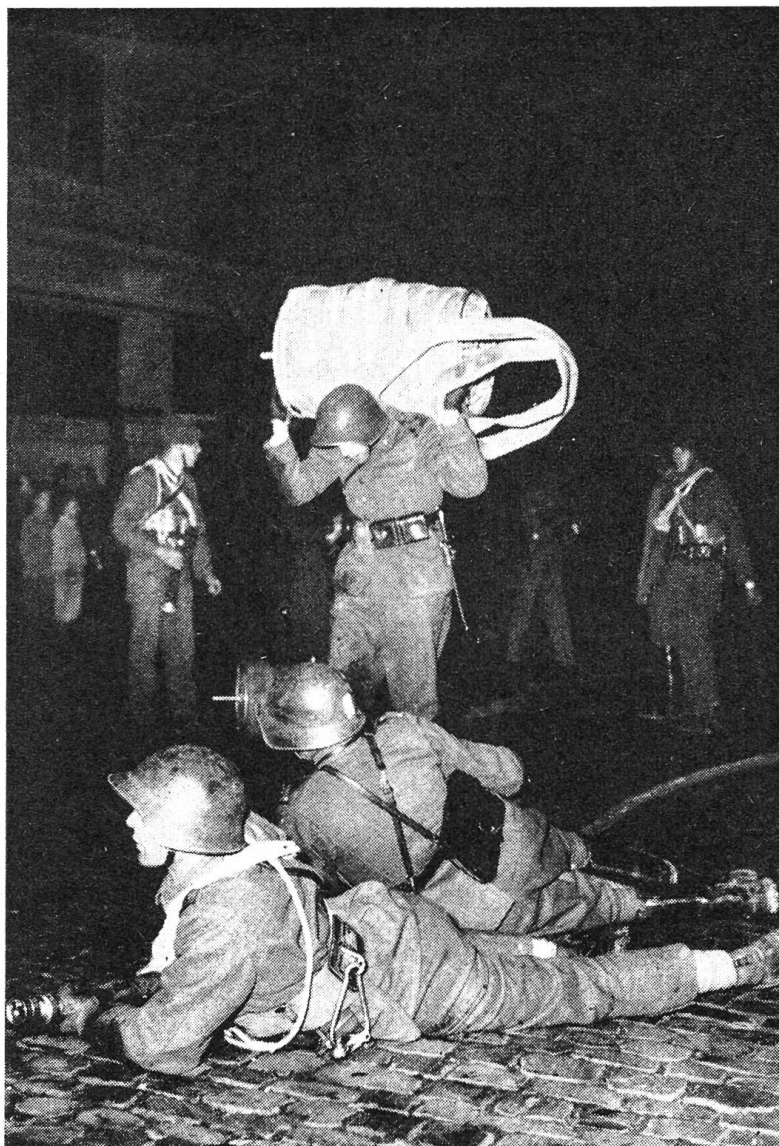
Die leere, geschändete Armentasse ging von Hand zu Hand im Gemeinderat. Es gab einen hitzigen Disput darüber, ob man für das folgende Jahr die Kost im Armenhaus kürzen und die noch nicht ganz Lahmen darin im Winter zum Holzen aufbieten solle; doch ein Beschluß kam nicht zustande. Einzig der Schlosser erhielt den Auftrag, den Geldbehälter zurechtzubiegen und ein neues

Schloß anzubringen; aber kein zu kostspieliges, da ein Verschluss offenbar doch nichts nütze.

Die Schelmenjäger hatten nun bewiesen, sie seien wenigstens dazu fähig, eine von Dieben geworfene leere Kasse in einem Gestrüpp draußen aufzufinden. Der Gemeindeammann bestand aber hartnäckig darauf, sie müssen darüber hinaus auch die Einbrecher entdecken und diesen den schändlichen Raub abjagen.

Einer der Landjäger kam nun darauf, man sollte sämtliche Höhleneingänge in der ganzen Gegend absuchen; doch der Ammann lachte verächtlich dazu und meinte dann trocken, sie könnten grau werden und sterben müssen, bevor sie alle Schlüfte erkundet und durchkrochen hätten. Die Berge ringsum seien durchlöchert wie Bienenwaben und böten Schlupflöcher zu vielen Tausenden, in die noch kein Mensch Laterne und Nase hineingesteckt habe; denn den meisten grause es schon, wenn sie nur von draußen her ins Finstere spähen und ihnen der eiskalte Hauch der Klüfte wie eine Totenhand ins Gesicht fahre. Er wolle ihnen freilich gern ein paar gute Sturmlaternen und einen langen Strick anvertrauen, wenn sie das Wagnis eingehen wollten. Der Dorfwächter könne sie ja begleiten, für den sei's nicht schade, wenn ihn im Berg drinnen Grottenungeheuer auffräßen. Man munkle davon, es müßten dort noch Lindwürmer aus der Urzeit hausen, der Fels sei oft wie von Zähnen zernagt. Er wünsche ihnen gutes Gelingen und einen sanften Tod, wenn's fehle. Sofern sie die Räuber dabei totschlugen, statt sie gefangen ins Dorf zu schleppen, ersparten sie der Gemeinde viel Kosten. Es genüge, wenn sie den Kasseneinhalt und die abgeschnittenen Ohren der Verbrecher mitbringen würden.

Wie man hört, zählte der Dorfammann nicht



Schutz unserer Zivilbevölkerung

Nachdem in den Nachkriegsjahren diese Idee in der Schweiz vernachlässigt wurde, erhält sie nun Auftrieb. Unser Bild zeigt den Einsatz des Luftschutz-Bataillons 3 an einer Übung in Luzern.

Photopress-Bilderdienst, Zürich

zu den empfindsam zarten Seelen, die eine Mücke erst dann wegscheuchen, wenn diese ihnen Blut abgezapft hat.

Zwei Tage lang war von den Diebsfängern und ihrem Gehilfen nichts mehr zu hören.

Am Morgen des dritten Tages indessen kam

der Dorfwächter angesaut, angstschlotternd, mit wehenden Rockschößen. Es dauerte lange, bis das Klappern seiner Zähne sich in verständliche Laute der menschlichen Sprache umsetzte. Dann aber schrie er: „Es hat sie! Es hat sie!“

„Die Räuber?“ wollte man allgemein wissen.

„Nein, die Landjäger!“ würgte er, seine letzte Kraft aufbietend, hervor. „Beide sind tot.“

„Herrgott, was geschah? Gebt ordentlich Auskunft!“ gebot der Ammann im strengsten Amtston.

„Wir hatten schon mehrere Höhleneingänge der ganzen Länge nach abgesehen, dabei aber durchaus nichts gefunden als einen alten, ver-schimmelten Hut.“

So rannen zwei Tage nutzlos vorüber. Übernachten wollten wir das zweitemal nicht mehr im Berg drin; denn das erstemal war's im Loch mörderlich kalt gewesen.

So verbrachten wir die dritte Beiwacht zusammen am Fuß einer senkrechten Felswand. Auf einmal erwachte ich von einem Gerumpel.

Da krachten schon Felsblöcke auf uns herab. Ob es Steinschlag oder Verbrecherwerk war, kann ich beim Eid nicht aussagen. Ich fand noch Zeit, mich aus der Sturzbahn zu schnellen; aber die beiden Schwyzer Landjäger liegen erschlagen am Wandfuß droben.“

„Gar keine Spuren von den Einbrechern?“

„Nichts, gar nichts, Ammann!“

„Kann ja gut werden“, knurrte das Dorf-oberhaupt. „Aber ich habe die Kerle gewarnt. Was wußten die schon von Felsen und Höhlen. Du, Melcher, bist auch kein Ausbund von Schläue, sonst hätte ich Dich gar nicht mitgehen heißen. Aber die Dummen haben Glück, das hat sich an Dir wieder bestätigt.“

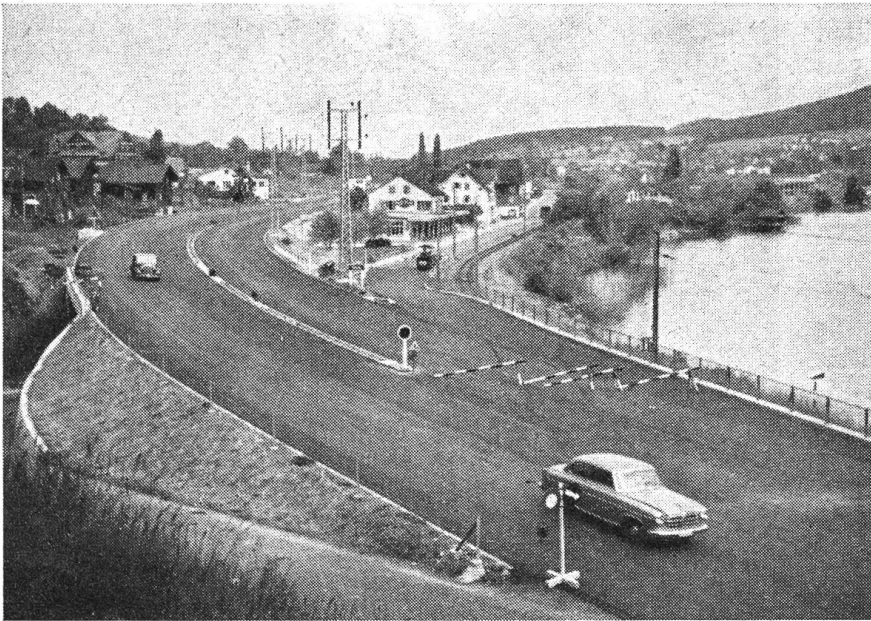
Wir müssen es also, so will es mich dünken, Gott und den Heiligen überlassen, uns von dem Verbrecherpad zu befreien. Wir müssen vor allem die übergescheiterten Schelmenjäger christlich begraben, damit ihre Geister nachts nicht umgehen. Frau, schenke dem Trottel da einen Schnaps ein; dann soll er uns hin zum Unglücksort führen.“

Während die Talbewohner den Frühling in Angst vor neuen Einbrüchen durchlebten, die von Zeit zu Zeit immer wieder stattfanden, wurde es Mai, und die Goldaurikeln blühten droben in Felsenreihen. Der Schnee auf den höheren Bergen schmolz rasch. Es brauste und rauschte in allen Wildbächen. Die Wasserfälle donnerten gewaltig über die Felsenstufen. Die Muota schäumte machtvoll, Steine und Schutt über Sandbänke rollend.

Eines Morgens kam ein armes Mädchen, das am Talhang die ersten Pilze gesucht, mit schreckgeweiteten Augen zum Ammann gerannt.

„Was ist los? Was gibt's schon wieder, Theres?“ brummte er, einen Stier festkettend.

„Wieder zwei Tote!“ ächzte das Mädchen, die Hände über der Brust gefaltet.



Ein Markstein in der Geschichte des Schweizerischen Straßenbaus

Die erste Schweizerische Straße, die kreuzungsfrei und ausschließlich dem Motorfahrzeug reserviert ist, wurde im Frühjahr 1955 eröffnet. Es handelt sich um die Ausfallstraße von Luzern gegen Süden.

ATP-Bilderdienst, Zürich

„Wo denn?“
„Am Höllbach hinter dem Stalden!“

„Kennst du sie?“

„Es sind fremde Kerle. Ich habe sie, glaube ich, bei den Zigeunern gesehen, die Mitte April da waren.“

„Das sind die ver= wünschsten Kassenräuber“, frohlockte der Ammann. „Trotz aller Schläue hat es sie also doch noch er= wischt.“

„He, Melcher!“ schrie er dem Dorfwächter zu. „Komm mit, aber hand= lich!“

Die Amtspersonen keuch= ten einträchtig zum Stal= den hinüber, geführt von dem Mädchen, dem man es ansah, wie wichtig es sich im Augenblick fühlte.

In den Leichen, die man am Bachufer fand, er= kannte man unschwer die Landfahrer. Ihre Taschen waren dick von Geld. Wertstücke waren um sie gestreut, die als geraubt gemeldet waren.

„Gott hat gerichtet“, sprach der Ammann mit feierlich erhobener Stimme, sich vor dem Anblick des Todes bekreuzend.

„Oder der Berggeist!“ raunte der Büttel. „Der Höhlengeist konnte es nicht ausstehen, diese Lumpen und vielleicht auch Mörder in seinem Gebiete drin zu wissen, versteckt in einer der zahl= losen Höhlen. Da hat er die Schmelzwasser auf= geboten und das Berginnere saubergeschwemmt. Wie Katzen sind die wüsten Gesellen im Wasser= schwall ertränkt worden, der durch die Höhlen= gänge gebraust ist. Sie wurden herausgeholt ohne Erbarmen. Gott sei ihren armen Seelen gnädig.“

„Von mir aus kann sie der Teufel abholen“, knurrte der mitleidlose Ammann, dem die Kerle so großen Ärger verursacht, und der deshalb nicht an die Christenpflicht dachte, Toten nichts mehr nachzutragen.



Die Ueberschwemmung im Januar 1955

Unser Bild zeigt die hochgehende Saane bei Gümnenen mit den überschwemmten Ufern. Man beachte, wie nah das Wasser an die gedeckte Holzbrücke im Hintergrund des Bildes heranreicht.

Photopress-Bilberdienst, Zürich

Doch auch die Schelme wurden begraben, wie es sich geziemt, wenn auch ohne Trauer.

Von da an durchschwemmte der gute Berg= geist Jahr für Jahr einmal die Bergklüfte, um sie reinzuhalten von dem Gesindel, welches das Licht des Tages scheut.

Leberecht, vor einigen Stunden an Blinddarm operiert, erwacht aus der Narkose. „Gott sei Dank, daß das vorüber ist!“

Der Patient rechts von ihm sagt: „Freuen Sie sich nicht zu früh! In mir hatten sie eine Rolle Ver= bandstoff vergessen, so daß ich nochmal operiert werden mußte!“

Der Patient links von ihm: „Und in mir war eine Schere vergessen worden!“

In diesem Augenblick öffnet der Arzt die Tür und fragt die Krankenschwester: „Haben Sie nicht gesehen, wo ich meinen Hut gelassen habe?“

Da wurde Leberecht ohnmächtig.